

Literatura poetica ladina und Schutz der romanischen Sprache

Autor(en): **Gisep, N.L.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Bündnerisches Haushaltungs- und Familienbuch**

Band (Jahr): - **(1913)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-550534>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Literatura poetica ladina und Schutz der romanischen Sprache.

Von N. L. GISEP, Chur.

Muttersprache, Mutterlaut!
Wie so wonnesam, so traut!
Erstes Wort das mir erschallet,
Süßes, erstes Liebeswort,
Erster Ton, den ich gelallet,
Klingest ewig in mir fort!

Du kennst, lieber Leser, das Max von Schenkendorf'sche Lied von der Muttersprache, das mit obigen Worten anfängt. Du hast dich vielleicht auch einmal in der Fremde befunden, allein unter fremden Menschen, als auf einmal bekannte, süße Laute an dein Ohr schlugen und tausend und tausend liebliche Bilder aus der Kindheit Tagen vor deine Seele zauberten. So geht es jedem. Die Muttersprache ist dir, wie mir, die Sprache des Herzens. Gestatte, lieber Leser, daß ich ein Viertelstündchen zu dir plaudere von meiner romanisch-ladinischen Muttersprache, der Sprache des Engadins. Die romanischen Idiome sind bekanntlich aus dem Vulgär-Latein hervorgegangen und mit keltischen und germanischen Bestandteilen vermischt. Sie haben ihre natürliche Entwicklung durchgemacht und sich, die einen mehr, die andern weniger, von der Quelle entfernt. Gerade unsere rätomanischen Dialekte gehören zu denen, die ihr nicht am nächsten stehen. So auch das Ladinische. Die Sprache ist alt, ihre Literatur dagegen verhältnismäßig sehr jung. Während die Anfänge der deutschen Literatur zurückreichen in das Jahr 330 — das älteste, auf uns gekommene Schriftdenkmal ist bekanntlich die Bibelübersetzung des Bischofs Ulfilas —, haben wir Engadiner bis zum dritten Dezennium des 16. Jahrhunderts — bis 1527, kein geschriebenes Wort. Man war, wie Philipp Gallizius sagt, offenbar der Ansicht, die ladinische Mundart sei zu grob, als daß man sie schriftlich fixieren könnte. Erst der Drang der Reformation war mächtig genug, dieses eigentümliche Vorurteil zu überwinden. Die Reformatoren gaben sich Mühe, das Volk lesen und schreiben zu lehren, damit sie auch schriftlich auf es einwirken könnten in seiner Muttersprache. Das älteste romanische Manuskript datiert vom Jahre 1527 und ist geschrieben vom bekannten Staatsmann und Reformator Joh. Tavers. Es ist betitelt: Chanzun davart la prüma guerra da Müsch (Gesang über den ersten Müsserkrieg).

1550 erscheint der erste Katechismus samt ABC-Buch von Jachem Bifrun im Druck bei Landolfi in Puschlav, 1560 dessen neues Testament. Fast gleichzeitig, 1562, erschienen die Psalmen von Duri Champell, eine Sammlung von zirka 100 Psalmen und 40 Liedern für gesellige Anlässe, meist Übersetzungen aus dem Deutschen.

Versbau und Reim dieser Lieder entsprechen freilich nicht durchwegs den Anforderungen der modernen Poetik; hingegen konstatieren wir darin einen mächtigen poetischen Schwung und eine wohlthuende Wärme des Empfindens.

Durch die ganze Zeit vom Ende des 16. bis um die Mitte des 19. Jahrhunderts bringt der Garten unserer Literatur nur spärliche Blüten hervor, in der Hauptsache religiösen Inhalts: Katechismen, Gebet- und Andachtsbücher, konfessionelle Streitschriften, Bibelübersetzungen, auf die ich hier nicht näher eintrete. Von Liedersammlungen will ich nur kurz erwähnen die Philomela (1684) des Pfarrers Martinus ex Martinis von Remüs und die Liederbücher des Pfarrers Gian Battista Frizzoni von Celerina, die sich ebenso durch kraftvolle Sprache auszeichneten, viele Jahrzehnte lang im Gebrauch standen und im Volke hohes Ansehen genossen.

Wir sehen, die poetisch-literarische Produktivität in ladinischen Landen war während voller drei Jahrhunderte eine recht magere. Begreiflich, wenn man bedenkt, wie wenige damals das Glück hatten, eine auch nur einigermaßen ordentliche Schulbildung zu genießen. Zudem war damals absolut kein Bedürfnis, etwas zu tun zum Schutze und zur Erhaltung der romanischen Muttersprache. Solange keine ordentlichen Verkehrswege existierten und die Täler wie durch chinesische Mauern voneinander abgeschlossen waren, daß man z. B. vom Ober-Engadin im Scherz sagte, es habe dort regelmäßig Teuerung und Not gegeben, wenn die Kornernte im Unter-Engadin mißriet, war die romanische Sprache ja nicht in Gefahr.

Um die Mitte des letzten Jahrhunderts setzt aber eine entschiedene, energische Tätigkeit ein. Poeten größeren und kleineren Kalibers schießen wie Pilze aus der Erde hervor. In sehr humorvoller Weise drückt dies der Volksdichter Simon Caratsch in seinem Gedichte: „Ils poets engadinais“ aus, indem er fragt: „Ist es das Klima des Engadins oder die Gletscherluft oder vielleicht der gute Veltlinerwein, der so viele Dichter erstehen läßt; denn wir haben deren im ganzen Tal die schwere Menge. Jedoch“ — fährt er fort — „wenn wir alle in den Destillierhafen, in die Marmite täten und destillierten, so käme schließlich nur ein winziges Dichterlein heraus.“

Ich gestatte mir, das kurze Gedichtlein in extenso folgen zu lassen:

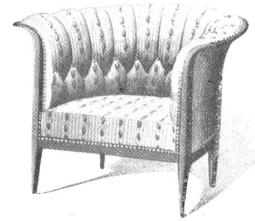
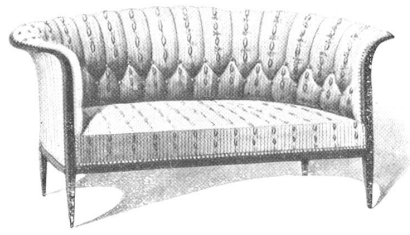
Ils poets engadinais.

Ais que'l clima d'Engiadina
O bain l'ajer dels vadrets;
O fors' il bun vin d'Vuclina
Chi fo nascher taunts poets?
Poetins e poetuns
Tiers nus creschan a mantuns!

Poets 'vains d'ogni natura:
Umoristics, serius,
Rima dutscha, rima düra,
Stil romantic, stil banda.
L'Engiadina ot' e bassa
Ho poets dad ogni classa!

Però tuots nella marmitta
Ils mettand a distiller
Schi pürmemma, melavita,
Que vulains nus confesser,
Cha da tuots gniss alla fin
Appain' our ün . . . poetin!

Doch Spaß bei Seite. Wenn wir die poetischen Erzeugnisse der letzten fünf Jahrzehnte betrachten, so müssen wir anerkennen, daß da im Verhältnis zur Volkszahl sehr viel gearbeitet und geleistet worden ist zur Bereicherung und Verschönerung unserer Literatur. Ich will nicht alle nennen, die ihr Scherflein dazu beigetragen haben, sondern nur einige wenige kurz erwähnen und ab und zu eine Probe ihrer Erzeugnisse anführen. Bleiben wir zuerst bei dem vorhin genannten Sim. Caratsch (1826—92), dem typischen Engadiner der damaligen Zeit, der nach Absolvierung der Dorfschule in die Fremde zieht, den Zuckerbäckerberuf erlernt und Jahrzehnte



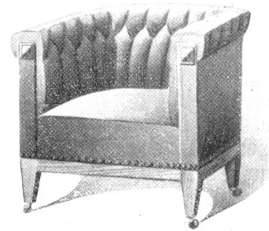
SPEZIALFABRIK

für

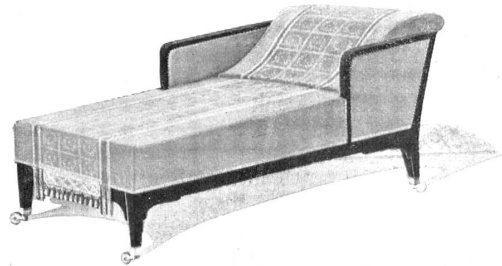
Polster-Gestelle

und

Moderne Sitzmöbel



R. MORGENTHALER: BERN

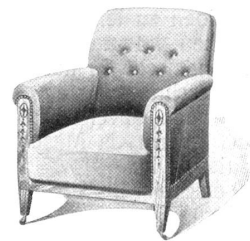


SPEZIALITÄT:

Moderne Salon-Ameublements

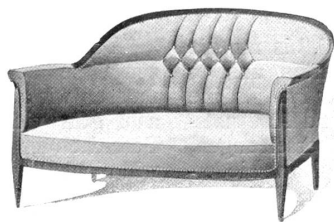
in jeder Holzart und Ausführung nach
eigenen sowie gegebenen Entwürfen

Klubmöbel etc.



Ständiges Lager von zirka 500 Polstergestellen
jeder Art

Älteste Spezialfabrik der Branche / Gegr. 1870
Lieferant an Hotels, Sanatorien etc.



lang mit Fleiß und Geschick praktiziert, ab und zu auf kürzere oder längere Zeit heimkommt und schließlich in der Stille seines Dörfchens einen vergnügten Lebensabend genießt. Seine Gedichte hat er als Mitarbeiter und zeitweiliger Redaktor im „Fögl d'Engiadina“ publiziert und später in zwei ansehnliche Bändchen gesammelt. Das Versmaß ist nicht durchwegs ganz korrekt, die Reime aber in der Regel rein und die Sprache fließend. Was aber für die Gedichte Caratschs ganz besondere Sympathie erweckt, das ist der sprudelnde, sonnenheitere Humor, der selbst dem trübsinnigsten Hypochonder ein Lächeln zu entlocken vermag. Ein Beispiel habe ich bereits erwähnt. Ferner behandelt er z. B. die Hausmetzg, die verschiedenen Volksfeste, die Bärenjagd usw. Er bereist unsere Täler und redet von den Bächlein brauner Sauce, die durch die Dörfer fließen, von den Dorfbewohnern, die in Scharen an die Fenster springen und den durch das Dorf ziehenden Fremden wie ein Meerwunder anstaunen usw.

Ein Zeitgenosse und intimer Freund Caratschs ist Gian Fadri Caderas (1830—91), der, gleich ersterem, sich der kaufmännischen Laufbahn zuwendet. Grundverschieden jedoch ist ihre Muse. Die des ersteren fröhlich, die Caderas'sche klagend. Er heißt darum nicht mit Unrecht der „Lenau“ des Engadins. In ungezählten Variationen ertönt von den Saiten seiner Leier die Klage: Alles Irdische vergeht; Blumenschmuck und Sonnenschein des Frühlings und des Menschenlebens währen kurze Zeit. Der Herbst und der Winter kommen; alles wird öd und still; die Freunde, mit denen man gelebt und intime Beziehungen unterhalten, sterben hin, und zum Schlusse die trostlose Frage: „Was tue ich noch auf dieser Welt?“ Für seine Beschreibungen wählt er gern stille, idyllische Plätzchen, wo er ungestört seinen Gedanken nachhangen kann: Am Stutzersee, im Fextal usw.

Caderas hat eine ganz besondere Gabe, die Gedanken und Gefühle verwandter Dichter anderer Nationen aufzufassen und sie in seiner Muttersprache wiederzugeben, und zwar in einer Weise, die uns fast vergessen macht, daß es Übersetzungen sind und nicht Originalgedichte. Ich kann mir nicht versagen, hier zwei Beispiele aus zwei größeren Gedichten anzuführen, die den Wohlklang seiner Laute, die Reinheit seiner Reime und die Korrektheit seines Rhythmus zeigen werden.

Shillers „Glocke“.

Festgemauert in der Erde usw.

Our d'ardschiglia, ferm müreda
Sto la fuorm'in terra co;
Stè cun bratscha prepareda,
Hoz il sain stu gnir bütto.
Giò dal frunt fluir
Stu süjur per sgür
Voul per l'ouvr'il maister lod;
Ma favur vain be dal ot.

Von dem Dome, schwer und bang, usw.

Dal clucher in trist accord
Plandschan greiv ils sains da mort.
Clings dolents compagnan uossa quia
Pellegrin sün si'extrema via.

Bürgers „Lenore“, Str. 30:

Ha sieh, ha sieh, im Augenblick etc.
Müravaglia zuond sgrischusa!
Il coller del cavallier
Crod' in tocs dasper la spusa,
Marsch ais el! Che dubiter!
La chavlera sia svaniva,
E la creppa nüd'ais co;
Sieu bel corp skelet bod gniva,
Fotsch, clessidr'in maun el ho!

Caderas ist weitaus der produktivste unserer romanischen Dichter. Seine Gedichte füllen vier ganz ansehnliche Bändchen aus von je zirka 100—180 Seiten. Ein Erzähler von kordialem Ton in gebundener und ungebundener Rede ist der unlängst im Alter von 88 Jahren verstorbene Johannes Mathis von Celerina (1824—1912). Er erzählt vom alten Engadin als dem

stillen Alpental mit den einfachen Sitten, von seinen Jagden, von den Jugendvergnügungen, von schmerzlichem Abschied und froher Wiederkehr. Von seinen Gedichten erwähne ich nur das mit dem Titel: *Il s ovels della Bernina* (Die Bäche des Bernina). Von zwei Bächlein am Bernina, deren Quellen nahe beieinander, fließt eines nach Süden, das andere nach Norden, immer weiter auseinander. Sie kommen nie mehr zusammen. Ebenso er und seine Geschwister. In der gleichen Wiege wurden sie geschaukelt, das gleiche liebende Mutterauge hat sie bewacht. Später gehen sie auseinander, fünf Geschwister nach fünf verschiedenen Staaten, und nie kommen sie mehr alle zusammen.

Die Gedichte Mathis' sind jedoch punkto Inhalt und Form lange nicht das Beste, was wir von ihm haben; ungleich wertvoller sind seine vielen Arbeiten in Prosa, Novellen und Erzählungen.

Der Nestor unserer Engadiner Dichter dieser neueren Periode ist Conradin von Flugli (1787—1874). Seine Gedichte zeichnen sich aus durch tiefempfundene, wahre Religiosität und festes Gottvertrauen, Begeisterung für unser schönes, freies Vaterland und insbesondere für seine engere Heimat. Von glücklicher, sonniger Kindheit und treuer, hingebender Muttersorge singt er mit besonderer Vorliebe.

Der Mann, dem die Pflege der romanischen Sprache so recht eigentlich zum Lebensziel geworden ist, ist Landammann Zaccaria Pallioppi (1820—1873). Er ist von Beruf Advokat, hat in Chur das Gymnasium absolviert und während sechs Semestern in Jena und Berlin Jurisprudenz studiert. Aber schon nach wenigen Jahren gibt er die Advokaturpraxis auf, da sie ihm nicht zusagt. Um so größere Befriedigung bieten ihm seine Studien der romanischen Sprache. Seine Gedichte sind zwar viel weniger zahlreich als die manches andern Dichters. Wir besitzen von ihm an Gedichten nur drei ganz kleine Heftchen; aber diese gehören in bezug auf Inhalt und Form zu den allerbesten, die wir haben. Auch bei ihm herrscht das lyrische Element vor. Aus seinen Gedichten spricht ein rührendes, kindliches Vertrauen in die allwaltende Vorsehung Gottes, eine begeisterte Bewunderung für die Schönheiten der Natur, insbesondere für die zarten Kindlein Floras, Feuer und Flamme für die Helden unserer Geschichte, sonst aber eine ordentliche Dosis Mißtrauen gegen die Menschen im allgemeinen. In der Form ist er unübertroffen. Eine ganze Reihe neuer Arten des Rhythmus und des Reimes, die ihn bei antiken und modernen Dichtern anderer Nationen mit Bewunderung erfüllen, hat er in seinen romanischen Gedichten zur Anwendung gebracht, das asclepiadische und das saffische Versmaß, das Sonett in einer Menge von Variationen, den Distichon, die Dante'sche Terzine usw., gepaarten, gekreuzten, umschlingenden Reim, die Octava calabrese usw. Er will damit, wie er in seinem Vorwort sagt, überzeugen und nachweisen, daß seine romanische Muttersprache doch nicht nur ein wildes Gebrüll eines barbarischen Volkes ist, sondern eine weiche, melodische und biegsame Sprache, die der Pflege und Entwicklung fähig ist, so gut wie jede andere. Als Beispiel seiner Muse wähle ich wieder eine Übersetzung oder freie Übertragung:

Die nächtliche Heerschau von Zedlitz.

1. A mezzanot banduna
La foss' il vegl tambur,
Quel rimurus, chi suna,
Giand sü e giò allur!
2. O guarda, cu s-charnida
Ais l'ossa da sieu maun.
Chi ratapland invida
Scodün guerrier al plaun!
3. O taidla co rimbomba
Quel orrid ratapler,
Chi clam' in fraida tomba.
„Reviva, degn confrer!“

Im Vorbeigehen muß ich doch noch ganz kurz Erwähnung tun der philologischen Werke Pallioppis, durch die er der Erhaltung der romanischen Sprache den größten Dienst erwiesen und sich bei seinen romanischen

Mitbürgern ein bleibendes Denkmal der Verehrung und Dankbarkeit gesetzt hat. Aus dem Jahre 1857 stammt seine Ortografia ed ortoëpia, eine Zusammenstellung von wohl durchdachten und mit vielen Beispielen belegten Regeln über richtige Schreibweise und richtige Aussprache des oberengadinischen Idioms. 1868 publizierte er ein Werk über die Konjugation des Verbs, eine minutiöse Rubrizierung der regelmäßigen und der dutzenderlei Arten von unregelmäßigen Verben nebst dem alphabetischen Verzeichnis aller Verben, die zu jeder Gruppe gehören. Schon diese zwei kleinen Werkchen repräsentieren eine Unsumme intensivster Arbeit. Die uneigennützigste Schaffensfreudigkeit dieses Mannes lernen wir jedoch erst recht kennen und bewundern, wenn wir uns vergegenwärtigen, was bei seinem Tode 1873 in Arbeit und zum großen Teil schon druckfertig war:

1. Ein romanisch-deutsches Wörterbuch, wo überall das romanische Wort mit den entsprechenden Ausdrücken in *allen* verwandten Sprachen verglichen und auf seine Abstammung hin untersucht, dann mit dem deutschen Wort übersetzt wird, ein Werk, das nach der approximativen Schätzung des Verfassers etwa 60 Druckbogen hätte umfassen sollen.

2. Ein deutsch-romanisches Wörterbuch mit einfacher Übersetzung jedes Wortes, zirka 10 Druckbogen.

3. Eine wissenschaftliche Erläuterung aller Lokalnamen in Rätien, etwa 70 Bogen Druck. Da müssen wir gestehen, viel, sehr viel unbezahlte Arbeit ist da geleistet worden; sehr vieles ist nie verwertet worden und wird auch niemals verwertet werden.

Aus dem Unterengadin ist an die erste Stelle zu setzen Bundesrichter Andrea Bezzola (1840—1897). Er ist, wie kaum ein anderer, Gefühls- und Gemütsdichter. Seine Verse fließen so leicht dahin, wie wenn er sie nur so aus dem Ärmel geschüttet oder dem Leser oder Zuhörer gerade aus dem Munde genommen hätte. „Gerade so, genau so hätte ich das auch sagen wollen“, denkt der Leser. Lust und Leid, Freude und Kummer tönen von den Saiten seiner Leier. Welch tiefes Herzeleid klingt uns aus dem Liede entgegen: „In fossa, in terra han miss meis dalet.“ Keine Hoffnung, kein Trost findet Raum in dem zerknirschten Vaterherzen, dessen Liebling man in den Schoß der Erde gebettet.

Welche scharfe Beobachtungsgabe und was für ein schalkhafter Humor spricht aus seinem Gedichtlein: *Las prümas chotschas* (die ersten Hösllein). Es ist köstlich, zu sehen, wie der kleine Knirps, sobald er die ersten Hosen an hat, sich schon fast ein Mann wähnt, die Spielzeuge, die bis zur Stunde noch gut genug waren, an die jüngeren Geschwister verschenkt und namentlich ja nicht mehr mit der Mutter zur Kirche geht, sondern nur mit dem Vater.

Mit dem Dichter jubeln und jauchzen möchte man dort, wo er nach langer Abwesenheit wieder in die Heimat zurückkehrt und die ihm aus der sonnigen, wonnigen Kindheit so lieben Stätten wieder sieht, die Alp Grimels, das Berggut des Fuorn. Da schlägt sein Puls schneller, da schwingt er seinen Hut und gibt seiner Freude lebhaften Ausdruck.

Das schönste Gedicht Bezzolas ist ohne Zweifel „*La lavina*“. Es ist nur ganz kurz, aber so plastisch und lebensvoll und von mächtiger Wirkung. Hier das massive Wegerhäuschen am Bergpasse mit der trauten, warmen Stube, dort furchtbares Unwetter, Sturm und Schneegestöber. Hier die junge Mutter an der Wiege ihres Kindes, die angst- und kummervoll der Heimkehr des Vaters harret, dort der Vater, der Ruttner, im Kampfe gegen die Naturgewalten, gegen den Tod, der ihm in hunderterlei Gestalten auflauert, hier trotz alledem noch ein Strahl von Hoffnung und Gottvertrauen, dort eine vollendete Tragödie, die Heimfahrt mit der Leiche des Mannes, der in einer Lawine den Tod gefunden hat und zum Schlusse, gleichsam versöhnend, das Lächeln des Kindes in der Wiege beim bleichen Mondenscheine.

Von Bezzola besitzen wir eine Sammlung ladinischer Männerchorlieder, wo er, wie er in der Einleitung und Widmung sagt, den Geist unseres Landes in fremde, schöne Melodien gegossen hat. Besonders zwei davon,

„*Ma bella val, mi' Engiadina*“ und „*Per mar e per terra*“ sind schon längst Gemeingut des ganzen ladinischen Volkes geworden. Diese Tatsache spricht für sich.

Es ist schade, daß seine politische Stellung unsern Mastral Andrea (Landammann oder Kreispräsident Andrea), wie er sich nennt, so intensiv in Anspruch nahm und den ladinischen Dichter nicht so recht eigentlich zum Worte kommen ließ. Noch mehr schade jedoch ist es, daß wir ihn verlieren mußten in einem Alter, da er für sein engeres und weiteres Vaterland und für seine lingua ladina noch viel, viel Gutes hätte wirken können und auch wollen.

Da ich mich in Gedanken gerade in Zernez befinde, will ich nur ganz kurz einen Namen nennen, den ich umsonst in Lansels *Antologia della poesia moderna engiadinaisa* suche und nur ungern vermisste, nämlich den Namen des greisen 81jährigen Pfarrers Guidon. Durch Herausgabe eines neuen Kirchengesangbuches, dessen Lieder melodisch und harmonisch einen großen Fortschritt bedeuten, hat er sich um die Hebung des Kirchengesanges verdient gemacht. Auch er hat, wie Bezzola, nur auf anderem Gebiete, den Geist unseres Landes in fremde, schöne Melodien gegossen. Die Liedertexte sind größtententeils von ihm. Auch eine Sammlung von Schulliedern hat er herausgegeben.

Ich will nun die Liste nicht weiter führen, um den lieben Leser nicht allzu sehr in Anspruch zu nehmen. Es wären noch viele zu nennen, die zur Bereicherung unserer ladinischen Literatur beigetragen haben. Vielgestaltig ist das Bild; hier ein Humorist, dort eine sentimental veranlagte Natur, hier ein Erzähler, dort ein Lyriker, hier mehr Verstandesdichtung, mehr Feile, dort mehr Herzens- und Gemütsache, aber bei allen ohne Ausnahme bildet die Liebe zur Muttersprache die Haupttriebfeder ihres Tuns.

Wir können mit Freude und Genugtuung konstatieren, daß dem Romanischen und dessen Pflege im Lande selbst und in der Fremde noch nie, auch gar nie ein so lebhaftes Interesse entgegengebracht worden ist, wie gerade gegenwärtig. Die *Società Retoromantscha* publiziert seit bald 30 Jahren alljährlich einen dicken Band teils historischen, teils belletristischen Inhalts in prosaischer und poetischer Form. Auch die etwas jüngere *Uniu del Grischs* hilft tapfer mit. Sie sammelt jährlich allerorten in der Heimat und in der Ferne die Getreuen um die romanische Fahne, sie bedenkt schöne Arbeiten mit Preisen und publiziert Kalender und Broschüren.

Im Oberland verfolgt die Romania mit ihrem Organ „*Igl ischi*“ die gleichen Ziele. So entbrennt der Kampf auf der ganzen Linie. Es ist aber kein gewöhnlicher Sprachenkampf, wie er beispielsweise in Österreich geführt wird. Den kennen wir gottlob nicht. Im Gegenteil, der deutsche Bündner und Schweizer und selbst der Reichsdeutsche bringt unserer Sprache große Sympathie entgegen. Die veränderten Lebens- und Verkehrsverhältnisse sind es, die langsam, aber stetig an der Wurzel unserer romanischen Muttersprache nagen und sie gefährden. Es wäre aber trotzdem töricht, gegen diese veränderten Lebensverhältnisse zu Felde ziehen zu wollen; vielmehr müssen wir den Umschwung, die Verbesserung der Verkehrseinrichtungen usw. als wirtschaftliche Fortschritte begrüßen, lebhaft begrüßen. Wenn wir von einem Kampf reden wollen, so kann sich der nur richten gegen unsere eigene Gleichgültigkeit. Wir wissen wohl, daß wir neben unserer Muttersprache vor allen Dingen auch das Deutsche und dann eigentlich auch die übrigen Hauptsprachen lernen und pflegen müssen. Unsere heutige Zeit fordert es gebieterisch. Aber daneben sollen und wollen wir unsere romanische Muttersprache in Ehren halten. Wir wollen es tun aus Pietät gegen unsere Vorfahren, aber auch aus praktischen Gründen, indem sie uns wertvolle Dienste leistet bei der Erlernung fremder Sprachen.

Schließlich und endlich aber — ich bin leider zu wenig Optimist, um das Gegenteil zu glauben — wird sich trotz aller Pflege, trotz aller Anstrengung auch an der romanischen Sprache das Schicksal erfüllen nach dem ewigen Naturgesetz vom Werden, Sein und Vergehen.